



PARATXE SYMPOSIUM XII: FLUCHTPUNKT BERLIN

Bozena Kozakevych: In der Fremde – Migration und Exil gestern und heute*

Einstieg: Ein paar persönliche Gedanken

Als ich mich an meinen Schreibtisch in Berlin Reinickendorf setzte, um diesen Vortrag vorzubereiten, fragte ich mich nach einem angemessenen Einstieg in dieses Thema. Soll ich mit Statistiken anfangen, um zu zeigen, wie viele Menschen mit Migrationshintergrund in Berlin wohnen, um dann nochmal gesondert auf diejenigen aus Osteuropa zu sprechen zu kommen? Diese Gedanken führten mich zur Frage: Wo beginnt und wo endet der imaginäre Raum „Osteuropa“? Weitere Überlegungen ließen mich wiederum in Erinnerungen an meine ersten Jahre in Deutschland schwelgen. Ich begriff, dass dieser Vortrag ein sehr persönlicher sein wird. Ich entsann mich der Frage eines Kommilitonen nach Osterbräuchen in Osteuropa. Meine Ausführungen zu diesem Thema musste ich damit anfangen, dass es keinen homogenen Raum „Osteuropa“ gibt und es alleine im ukrainischen Ostgalizien, der Region, aus der ich komme, diverse Ostertraditionen gibt. Des Weiteren wurde mir klar, dass es keine Selbstbezeichnung für mich war, ich hatte mich immer als Europäerin gesehen. In ein paar Jahren bezeichnete ich dennoch meinen Akzent und meine Herkunft selbst als osteuropäisch. Deutlich seltener verortete ich mich innerhalb der postsowjetischen Migration.

Der postsowjetische Raum ist im Unterschied zu „Osteuropa“ hingegen besser definierbar bzw. besser fassbar, auch wenn er stets zu hinterfragen ist. Wie lange nach dem Zerfall der Sowjetunion ist es angebracht, über den postsowjetischen Raum zu sprechen? Wie lange bleibt ein Land „postsowjetisch“? Wird dadurch nicht die kulturelle und politische Diversität kleingeredet bzw. ignoriert? Ist dieser postsowjetische Raum nicht auch eine Imagination, die einfach der besseren Einordnung für Außenstehende dienen sollte?

Ich kann mich mit der „postsowjetischen Herkunft“, auf die man mich in Deutschland stets anspricht, wenig identifizieren. Zwar steht in meiner Geburtsurkunde Ukrainische Sowjetische Sozialistische Republik als Geburtsland vermerkt, jedoch habe ich in diesem Land nie wirklich gelebt. Bei den Versuchen, dies meinen deutschen Gesprächspartner:innen zu erklären, lief ich stets Gefahr, als ukrainische Nationalistin gebrandmarkt zu werden. Noch größer war die Gefahr als solche bezeichnet zu werden, wenn es um die russische Sprache, die für mich eine

Fremdsprache ist, ging. Ich hatte das Gefühl, mein Gegenüber davon überzeugen, genug Argumente anführen und mich fast dafür rechtfertigen zu müssen, in der Ukraine ukrainischsprachig aufgewachsen zu sein und keinen sentimental Bezug zum Russischen zu haben. Das Russische war zwar immer präsent, aber war für mich eine Fremdsprache wie Polnisch oder Deutsch, einfach meine erste Fremdsprache. Mich stört es auch, wenn wegen meines Akzentes oder meiner Herkunft Menschen versuchen, ein paar Floskeln auf Russisch mit mir zu reden. Manchmal antwortete ich dann doch auf Russisch: Man will ja nicht unhöflich sein und auch nicht, wie bereits erwähnt, als ukrainische Nationalistin gelten, die es wagt, sich über das wohl gemeinte Russische nicht zu freuen. Die gute sowjetische Tradition alles, was von der Parteilinie abwich, als „ukrainischen bourgeoisen Nationalismus“ zu bezeichnen, lebt in der deutschen Öffentlichkeit merkwürdigerweise weiter, nur ohne Attribut „bourgeois“. Ist es nicht skurril, jemandem, der meistens keine einzige slawische Sprache spricht, beweisen zu müssen, dass die eigene Muttersprache wirklich eine selbstständige Sprache und kein Dialekt ist und es in der Tat – nicht nur in der Westukraine – Menschen gibt, die sie im Alltag nutzen?

Migration – Exil - Fremde

Ich zwang mich dazu, diesen Gedankenfluss zu unterbrechen, und schaute nochmal auf den Vortragstitel „In der Fremde – Migration und Exil gestern und heute“. Drei Begriffe sind hierin enthalten: „Fremde“, „Migration“ und „Exil“. „Migration“ und „Exil“ sind zum gewissen Grad schwer voneinander zu trennen, in gewisser Weise sind sie jedoch ein Gegensatzpaar. Während die Migration eine durchaus freiwillige, durch verschiedene Beweggründe motivierte Entscheidung sein kann, enthält der Begriff „Exil“ immer eine Unfreiwilligkeitskomponente in sich. Exil bezeichnet im Allgemeinen die Vertreibung, Verbannung, Ausbürgerung oder/und Flucht von einem bestimmten Ort durch politische oder religiöse Verfolgungen. Exil ist jedoch nicht mit dem Aufenthalt im Ausland wegen des Angriffskrieges auf das Herkunftsland gleichzusetzen. Das Wort „Exil“ stammt vom Lateinischen „exilium“ und bedeutet „in der Fremde weilend, verbannt“.

Die Semantik dieses Wortes führt mich in meinen Überlegungen zum dritten im Vortragstitel enthaltenen Begriff: „Fremde“. Er ist ein enorm schwer zu fassender und ein durchaus individueller. Duden gibt folgende Definition: „*Unbekanntes, fern der eigenen Heimat liegendes Land*“. Auf gewisse Art und Weise ist die Ferne immer mit der Heimat verbunden. In der Ferne definieren Migrant:innen ihren Bezug zum Herkunftsland neu. Die deutsche Sprache bietet ein Konzept, das die Verwandlung der Ferne in eine Art Heimat ermöglicht, nämlich das der „Wahlheimat“. Dieses Wort gibt es im Ukrainischen oder Polnischen nicht. Daraus erschließen sich auch kulturelle Unterschiede in der Definition der Heimat. Seit den 1990ern verwendet

man in der Migrationsforschung vermehrt den Begriff „Transmigration“. Er steht für die Verbindung zwischen der Aufnahmegesellschaft und dem Herkunftsland, die Migrant:innen in ihrem Alltag herstellen und ausleben. Ich würde diesen Begriff auch auf breite Teile der Migration aus den ehemaligen sozialistischen Ländern anwenden.

Berlin der Zwischenkriegszeit

Wenn ich strikt dem Thema dieses Symposiums folgen würde, sollte ich meine Ausführungen vielleicht mit der Erläuterung verschiedener Migrationsphasen aus der (ehemaligen) Sowjetunion nach Deutschland fortsetzen. Die Historikerin in mir kann sich jedoch nicht die Gelegenheit entgehen lassen, um über das Berlin der Zwischenkriegszeit als Ort des Exils zu berichten. Anfang der 1920er Jahre wurde Berlin zum Anziehungsort für Exilant:innen aus dem ehemaligen Russländischen Reich. Viele Intellektuelle, ehemalige Militärs, Politiker:innen, Befürworter:innen auch anderer nationaler Projekte als des russischen, suchten nach einem Zufluchtsort. Damals wie heute galten sie für große Teile der deutschen Öffentlichkeit als Russen. Während das russische Berlin für viele ein Begriff war und ist, blieb zum Beispiel das ukrainische Berlin weitgehend unbekannt.

Dabei passierte im ukrainischen Berlin der 1920er Jahre wirklich viel: *„Seit Ende 1919 entstanden in Berlin viele ukrainische zivilgesellschaftliche Organisationen, die auch eine kulturell aufklärerische Arbeit durchführten. Die älteste war die Ukrainische Hromada, die Zusammenkünfte, Vorträge, Diskussionen, Feste, Schewtschenko-Abende sowie andere nationale ukrainische Feiern, Konzerte, akademische Veranstaltungen sowie Theaterstücke organisierte. Die Hromada setzte sich zum Ziel „Ukrainer in Deutschland zu vereinen sowie das Ausland mit der Ukraine bekannt zu machen“.* Diese Zeilen stammen aus der Arbeit von Symon Narižnyj über die Ukrainische Migration in der Zwischenkriegszeit. Die Beschreibung dieser Ereignisse, die mehr als hundert Jahre zurückliegen, liest sich wie aus unserer Zeit. Das Wissen über die Ukraine, Armenien oder Kirgistan bleibt weiterhin lückenhaft und auf die Umschreibung „ehemalige Sowjetrepublik“ beschränkt.

Das Berlin der 1920er Jahre wurde zum Ort der ukrainischen politischen Migration, der Intellektuellen, die die Zukunft der Ukraine außerhalb der Sowjetunion sahen. So zum Beispiel bildete sich um Pavlo Skoropadskyj, dem Staatsoberhaupt des 1918 gegründeten Ukrainischen Staates (das/ sog. Hetmanat) ein Intellektuellenkreis, der die monarchische Herrschaftsform für die Ukraine befürwortete. Mit seiner Unterstützung kam es 1926 zur Gründung des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts, das neben der Forschung auch der deutschen Öffentlichkeit Wissen über die Ukraine vermitteln sollte. Heute würden wir es „Wissenstransfer“ oder „Kulturdiplomatie“ nennen. Sein erster Direktor war ein bekannter ukrainischer Historiker, Dmytro

Dorošenko. Der ukrainische Schriftsteller Volodymyr Vynnyčenko verfasste seinen bahnbrechenden Science-Fiction- und Utopie-Roman „Sonjačna mašina“ (Sonnenmaschine) in Berlin. Vielleicht inspirierten verwobene Straßen Berlins ihn? Die Geschichte des ukrainischen Berlin ließe sich auf mehreren weiteren Seiten ausführen. Wir sollten jedoch uns der näheren Vergangenheit zuwenden.

„Postsowjetische Migration“

Die Einwanderung nach Deutschland aus der Sowjetunion setzte 1987 ein und nahm nach dem Zerfall der Sowjetunion zu. 2,3 Millionen (Spät)-Aussiedler:innen aus der UdSSR und ihren Nachfolgestaaten ließen sich in Deutschland nieder: Die Mehrheit kam aus der Russländischen Föderation, Kasachstan und der Ukraine. Dazu kamen 215.000 Juden:innen oder Menschen jüdischer Abstammung mit ihren Angehörigen.

Im öffentlichen Diskurs wurden die (Spät)-Aussiedler:innen unter dem Oberbegriff „Russlanddeutsche“ zusammengefasst. Dieser Begriff ergibt aus historischer Sicht Sinn, weil es um die Nachkommen der deutschen Kolonisten:innen im Russländischen Reich ging. Andererseits impliziert er eine Zugehörigkeit zu Russland, die jedoch im Falle der Migrant:innen aus anderen Staaten als der Russländischen Föderation zumindest zu hinterfragen ist.

Zu der sogenannten „postsowjetischen Migration“ zählen auch Menschen, die nach Deutschland zwecks Bildung, Arbeit oder Familienzusammenzug kamen. Auch hier sollten wir uns mit der Begrifflichkeit kritisch auseinandersetzen und uns fragen, ob wir wirklich immer noch den Begriff „postsowjetisch“ verwenden sollten und nicht stattdessen vielleicht einfach die Herkunftsländer der Migrant:innen nennen sollten?

Schlusswort

Über eine Million Geflüchtete aus der Ukraine kamen nach Deutschland. Ca. 60 Tausend blieben in Berlin, darunter auch viele Kulturschaffende, die sich auf die Flucht begeben mussten. Sie leben in der Fremde, jedoch nicht im Exil, da sie nicht vor innenpolitischen Umständen fliehen mussten, sondern vor Russlands Angriffen.

Russlands vollständige Invasion in die Ukraine seit dem 24. Februar 2022 veranlasste ein Umdenken und Neupositionierungen innerhalb der erwähnten Gruppen von Migrant:innen. Zum ersten Mal wurde auch im deutschen öffentlichen Diskurs, auch außerhalb des fachlichen Diskurses, die Frage nach dem russischen Imperialismus und Kolonialismus aufgeworfen. Ich muss mich zum Beispiel nicht mehr so oft rechtfertigen, kein Russisch als Muttersprache zu sprechen.

Aber warum fand denn dieses Umdenken nicht bereits 2014 statt, als Russland völkerrechtswidrig die Krim annektierte und den Krieg in den Gebieten Luhansk und Donezk begann? Warum nicht bereits 2008, beim Angriff auf Georgien? Warum benötigte es einen genozidalen Krieg, um ernsthaft über den Imperialismus und Kolonialismus Russlands nachzudenken?

Literaturverzeichnis:

Jannis Panagiotidis: Postsowjetische Migration in Deutschland, Weinheim, Basel 2021.

Mediendienst Integration: <https://mediendienst-integration.de/migration/flucht-asy/ukrainische-fluechtlinge.html>

Nico Israel, Outlandish: Writing Between Exile and Diaspora, Stanford 2000

Nina Glick Schiller/Linda G. Basch/Cristina Szanton Blanc, Towards a Transnational Perspective on Migration, New York 1992

Statistisches Bundesamt: https://www.destatis.de/DE/Im-Fokus/Ukraine/Gesellschaft/_inhalt.html

Symon Narižnyj: Ukraïns'ka Emihracija: Kul'turna Pracja Ukraïns'koï Emihraciï miž Dvoma Svitovymy Vijnami, Prag 1942.

*

Bozhena Kozakevych (Original Deutsch)

* *Keynote für PARATAXE Symposium XII Fluchtpunkt Berlin*

12.05. 2023 © Parataxe/stadtsprachen magazin